

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

181

Roman von J. G. Kosny.

Autorisierte Uebertragung von M. v. Berthof.

Der arme Mann sprach in einer so demüthigen und aufrichtigen Art, daß es nicht verfehlen konnte, Herbeline zu ergreifen. In der Regel suchen so schwache Menschen sich durch List und Prahlerei zu decken. Sind Sie aber freimüthig, dann üben sie einen großen Zauber aus.

„Ist es schon lange her, daß Sie abgewirtschaftet haben?“ fragte Guy sanft.

„Ungefähr zwei Jahre. Mein kleines Kapital war fast aufgezehrt. Da versuchte ich eine neue Spekulation, ein Geschäft in Strohhitzen. Mein Compagnon — leider hatte ich einen Compagnon — ging mit der Kasse durch.“

„Und Ihr Bruder?“

„Der ist tot.“

„Sie haben keine weitere Familie?“

„Doch, Onkel und Tanten. Sie sind aber nicht in der Lage, mir zu helfen.“

„Sie sind Wittwer, wenn ich nicht irre?“

„Ja wohl.“

„Und haben ein einziges Kind?“

„Ja, nur ein einziges. Aber das ist es eben, was mich so demüthigt und quält. Wenn man nicht einmal in der Lage ist, sich sagen zu können, daß man ihr wenigstens eine entsprechende Erziehung sichern kann.“

„Und die Familie Ihrer Frau, ist sie nicht in der Lage, Ihnen zu Hilfe zu kommen?“

„Ich kenne sie gar nicht. Diese ganze Familie lebt in der Fremde oder in Algier. Ich habe niemals Nachrichten von ihnen erhalten, gar nie.“

Sie schwiegen beide. Dufrene, der rüchhaltlos alle an ihn gestellten Fragen beantwortet hatte, fühlte plötzlich ein leises Mißtrauen, und da er sich nicht zu verstellen verstand, so konnte man ihm das am Gesicht ablesen. Guy bemerkte das und sagte:

„Ihre Offenheit interessiert mich sehr! Aber warum haben Sie sich nicht um irgend eine Stellung beworben? Wenn ich nicht irre, dürften Sie die Thätigkeit eines Beamten der Selbständigkeit vorziehen.“

„Das ist auch wahr,“ entgegnete Dufrene. „Ich bin ganz dazu angethan, mich zu fügen, und ich glaube, ich könnte es mit großer Leichtigkeit thun, vorausgesetzt, daß man mich entsprechend behandelte, denn ich bin nicht ohne Selbstgefühl! Aber Sie machen sich keine Vorstellung davon, wie schwer es für einen Mann meines Alters ist, eine Stellung zu finden!“

„Doch, das kann ich mir sehr gut denken, so bedauerlich es auch ist! Ich habe Sie deshalb darum gefragt, für den Fall, daß ich doch eine Stellung für Sie finden könnte. Was könnten Sie eigentlich leisten, was verstehen Sie?“

„Gar nichts, Herr Doktor!“

„Aber Sie haben doch irgend welche Kenntnisse?“

„Ich habe maturiert.“

„Nun also. Wenn Sie damit einverstanden sind, werde ich mir Mühe geben, etwas für Sie zu finden.“

Dufrene sah ihn ganz verstört an, dann malte sich lebhaft Bewegung auf seinem Antlitz. „Herr Doktor,“ sagte er, „Ihre Güte rührt mich tief.“

Guy senkte einen Augenblick den Kopf. Diese Dank-sagungen von demjenigen, der dem, welcher ihn bestohlen hatte, ansah, erfüllten ihn mit unerträglicher Beschämung.

„Haben Sie eine Ahnung, wie sich ungefähr Ihre bescheidensten Gehaltsansprüche stellen würden?“ fragte er endlich.

„Ich weiß wirklich nicht. Was mich persönlich betrifft, so glaube ich schon, daß ich mit 1500 Frank jährlich auskommen könnte. Das Ideal wären noch weitere 1000 Frank für die Kleine. Aber, heißt das nicht das Unmögliche verlangen?“

„Nein, wenn Sie so ehrlich und anständig sind, wie ich glaube,“ lautete Herbelines Antwort. „Unter meiner Mantel-

dürften sich gewiß Persönlichkeiten finden, die gern 3000, ja 4000 Frank für einen zuverlässigen Menschen zahlen würden. Ich meine, eine ganz zuverlässige Persönlichkeit, auf die sie ganz wie auf sich selbst zählen könnten. So eine Art Sekretär, der gleichzeitig die Buchhaltung versteht, und so eine Art von Verwalter wäre.“

„Sie würden mir das Leben retten!“ rief Dufrene lebhaft. „Denn die gebotene Möglichkeit, mein Kind entsprechend zu erziehen, heißt für mich, mir das Leben retten. Ich bin es, der sie ruiniert hat. Es giebt Tage, an denen ich mir ihr gegenüber wie ein Dieb vorkomme.“

Ein Dieb. Guy erbleichte. Seine Hände krampften sich fast konvulsivisch um die Lehnen des Fauteuils. Aber er kam sofort wieder zu sich.

„Nun also,“ begann er wieder, „bezweifeln Sie nicht. Ich kann Ihnen natürlich nichts Gewisses versprechen, aber ich werde mir die Sache ernstlich angelegen sein lassen.“

Dufrene erhob sich ganz verwirrt, was seine Dankbarkeit beweisen sollte, stammelte einige Dankesworte und verließ das Zimmer.

„Der arme Teufel hat mich wirklich gerührt!“ sagte sich der Doktor mit einem Gemisch von Scham und Freude. „Er weiß von nichts. Das Geheimnis von Charlotte Deschamps ist ausgelöscht. Nur in dem verrottenen Gehirn Pleffis' war eine Spur davon geblieben, und es scheint vollkommen erwiesen, daß er niemals mit seiner Nachkommenschaft in Berührung getreten ist, es wäre denn, um den Stammbaum richtig festzustellen. All das erleichtert in eigentümlicher Weise meine Aufgabe, und der Charakter von Dufrene bietet mir die Möglichkeit, ohne besondere Künste vorzugehen. Warum sollte nicht ich selbst ihn beschäftigen? Ich werde einen Sekretär und eine Art von Buchhalter brauchen. Ich werde mein möglichstes thun, um ihn glücklich zu machen. Ich werde mich auf die alternatürlichste Art mit der Erziehung und der Zukunft von Marguerite Dufrene beschäftigen können. . . Madeleine und ihre Mutter werden mir mit Vergnügen dabei behilflich sein. Es handelt sich nur darum, ihnen die ganze Angelegenheit in einem entsprechenden Lichte darzustellen, und das ist nicht schwer!“

Lange blieb er in diesen Traum versunken, der so leicht in Wirklichkeit unzufehen war. Er gefiel sich darin. Er suchte sich zu überzeugen, daß, wenn er in nächster Nähe über Marguerite Dufrene zu wachen, sie mit fester Hand zu stützen vermochte, dies das Begangene wieder vollständig gutmachen hieße. Allein auf diesen Vater angewiesen, der wohl hoch-anständig, aber sehr schwach und unfähig war, würde die Zukunft des Kindes sehr gefährdet sein. Aber von Guy energisch beschützt, von Madame Monteaun und Madeleine liebevoll behütet, würde sich ihr Schicksal glänzend und beneidenswert gestalten.

„Sie sind gerettet!“ sagte er sich.

Und zum erstenmal, seit er das Verbrechen begangen, hatte er einen Augenblick vollkommener Freude. Er atmete frei auf und fürchtete die Zukunft nicht mehr. —

6.

Es war zwei Jahre später, im Monat Mai. Guy, Madeleine und Mme. Monteaun beendeten eben ihr Frühstück. Ein leichter, zarter Frühlingswind überflog Paris in leise erwachendem und rasch verschwindendem Wehen, in kleinen, schaumartigen Wölkchen, in süßen Düften, die die Sonne selbst anzuströmen schien. Das war für diese drei Wesen, die in dem von Sonne durchfluteten Speiseaal zusammensaßen, eine entzückende gemeinsame Stunde. Alles ging nach ihren Wünschen. Die beiden Frauen beteten in ihrem Lebensgefährtigen einen Gott an. Er, inzwischen fast berühmt geworden, noch immer sehr verliebt in Madeleine, seiner Schwiegermutter wärmstens zugethan, genoß die kleinen Freuden des täglichen Lebens und das Bollgefühl befriedigenden Stolzes.

Was er auch unternommen hatte, war geglückt. Die Ereignisse des häuslichen Lebens wie die des äußeren schienen sich seinen Wünschen zu unterwerfen. Eine einzige Freude war ihm lange versagt geblieben, aber seit einem Monat winkte auch sie ihm: Madeleine war guter Hoffnung. Als Gourmand genoß er mit Vergnügen die kleinen Walderdbeeren und atmete

Dabei die frischen Düste, die von den Champs-Élysées zu ihm emporstiegen.

„Wir sind zu glücklich,“ sagte plötzlich Mme. Monteaux. „Das macht mich unruhig. Ich wollte, es wäre mir möglich, gleich den Alten ein Opfer zu bringen, um den Reid der Götter nicht zu erwecken.“

„Man muß nie über sein Glück sprechen,“ sagte Isele Herbeline. „Das Glück fragt nie nach Gründen und ist unberechenbar. Es kommt uns nur durch Zufall . . .“

„Sie glauben also nicht, daß man es ein wenig verdienen kann?“ fragte die alte Dame.

„Glauben Sie, daß das Korn, das zur Befruchtung in den Boden ausgestreut wird, wertvoller ist als das, das in der Mühle gemahlen wird? Glauben Sie, daß die Bewohner von Krakatoa, die in ihrer Gesamtheit durch ein Erdbeben getötet wurden, weniger wert waren als ihre Nachbarn? Nein, nein! Das Glück fragt nicht nach Gründen!“

„Ich will schon zugeben, daß wir es nicht verdient haben,“ entgegnete Madame Monteaux, „aber es ist nicht ohne Ursache! Da ist, um nur ein Beispiel zu nennen, meine gegenwärtige Gesundheit! Als Sie das erste Mal dieses Haus betraten, war ich in einem verzweifeltsten Zustand . . .“

„Es giebt nichts Trügerischeres als das Zusammentreffen der Umstände,“ gab er lächelnd zurück.

„Sie machen mich ganz ungeduldig!“ rief Madame Monteaux.

„Ein schlechtes Zeichen . . . Dann werde ich gezwungen sein, Ihre Abreise auf das Land zu beschleunigen . . .“

Madame Monteaux machte eine ablehnende Miene.

„Nicht vor Ende dieses Monats.“

Ihr Gesichtsausdruck wurde ernst. Sie hatte eine sehr tiefe, fast krankhafte Zuneigung zu ihrem Schwiegersohn gefaßt und langweilte sich, wenn sie ihn einen Tag nicht zu sehen bekam. Unmerklich hatte er eine vollständige Macht über sie gewonnen. Die Gegenwart des jungen Mannes gab der Frau ein Gefühl der Sicherheit, das durch nichts erjert werden konnte, und das ging so weit, daß sie, wenn sie von ihm getrennt war oder nicht dieselbe Wohnung mit ihm teilte, in eine Unruhe verfiel, die sich gegen Abend fast bis zur Furcht steigerte. Schwach, empfindsam, aber gläubisch, geschaffen, in einem Jahrhundert der Religiosität zu leben, brachte sie diesem Manne eine Verehrung entgegen, wie sie sie als Strenggläubige einem Weichwater entgegengebracht hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grottelwitz.

Vor etwas mehr als einem Jahre war die Tierkunde unvermuthet um zwei ansehnliche und hochinteressante Tierarten bereichert worden. Da war mitten im Herzen Afrikas ein giraffenartiges Tier, das Otapi, entdeckt worden. Außerdem war etwa um dieselbe Zeit in der Mitte Asiens ein Tier genau erforscht worden, das zwar schon seit zwei Jahrzehnten entdeckt, aber erst jetzt wirklich als eine wilde Art unsres Pferdes erkannt worden war. Dieses Wildpferd, das den Namen Przewalski-Pferd führt, ist besonders seit der Rückkehr der Expedition, die Hagenbeck nach der Heimat des Tieres in der Mongolei entsandt hatte, sowohl in seinen äußeren Merkmalen wie in seiner Lebensweise eingehend erforscht worden. Danach sieht fest, daß das Przewalski-Pferd weder ein verwildertes Hauspferd ist, noch zu den Halbeseln zu rechnen ist, sondern eine wilde Pferdeart darstellt, die in ihrem an der Wurzel nur schwach behaarten Schweife und einem rötlichbraunen allerdings einen gewissen Uebergang zu den Wildeseln bildet. Das Tier lebt in Herden, ist sehr scheu und wachsam und ist in der weiteren Umgebung von Stobdo noch in sehr reicher Anzahl vorhanden. Nachdem aus der zahlreichen Ausbeute der Hagenbeckschen Expedition lebende Exemplare in alle größeren Tiergärten übergegangen sind, kann das mongolische Wildpferd als ebenso gut bekannt gelten, wie etwa das Zebra.

Nun hat indes kürzlich Paul Matschie nach Untersuchung der ihm zugänglichen Helle und Schädel sowie lebenden Exemplare des wilden Pferdes die Vermutung geäußert, daß es im Osten zwei verschiedene Arten von Wildpferden gäbe. Wie er in der „Naturwissenschaftlichen Rundschau“ erörtert, unterscheiden sich diese beiden Formen sowohl im Schädelbau wie in der Färbung. Die eine Art ist hell, ihr fahles, rötlichbraunes Fell spielt ins Weißliche, die ganze Unterseite, die Seiten des Halses und die Beine sind weiß. Bei der andern Art ist alles dunkler. Die Rückenseite ist hier gelblichbraun, die Beine an der Vorderseite bis über die Fußgelenke hinauf schwarz, auch Mähne und Schwanz sind fast schwarz. Die helle Art scheint im Westen und Süden von Stobdo verbreitet zu sein, während die dunkle Species wohl im Osten von dieser in der Nähe des Altai-gebirges gelegenen Stadt ihre Heimat hat. Nun muß allerdings die Vermutung Matschies erst bestätigt werden. Es könnte sich ja

möglichstweise nur um Standortverschiedenheiten handeln in der Weise, daß z. B. Individuen der Ebene von denen des Gebirges abweichen, während beide doch derselben geographischen Bezirke bewohnen. Nach den Untersuchungen Matschies scheinen allerdings die beiden Formen geographisch getrennte Landstriche zu bewohnen. Das Przewalski-Pferd ist sicher sehr weit im centralen Asien verbreitet, und da wäre es wohl möglich, daß mehrere Arten oder Abarten nebeneinander bestünden. Der Verbreitungsbezirk des mongolischen Wildpferdes ist noch nicht in allen seinen Grenzen festgestellt worden. Wenn die Fortschritte dieser Arbeit in der nächsten Zeit auszuführen unternimmt, so wird sie dabei die Frage lösen können, ob es in Mittelasien mehr Arten von Wildpferden giebt.

Während das Przewalski-Pferd jetzt als gut bekannt gelten kann, ist es noch immer nicht gelungen, die Lebensweise des Otapi zu erforschen. Ueberhaupt ist über dieses merkwürdige Tier, das den Hirschen verwandt ist, ohne deren langen Hals zu besitzen, in letzter Zeit nichts Neues bekannt geworden. Doch ist man wenigstens auf einen alten Bericht des Afrikareisenden Junker aufmerksam geworden, ein Bericht, der in seinem Werke „Reisen in Afrika 1875 bis 1888“ enthalten ist und der ohne Zweifel auf das Otapi geht. Bei Junker heißt das Tier Makapi, aber gerade dieser Name bezeichnet bei der schwer wiederzugebenden Aussprache der Neger deutlich genug das giraffenartige Tier. Man entsinnt sich vielleicht noch, daß das Otapi an den Weinen eine zebraartige weiße Streifung besitzt, während es im übrigen rötlich-braun aussieht. Junker bekam ein Fell, dem leider der Kopf und die Füße fehlten. Er riet deshalb auf ein Tier, das zu der Paarhuferfamilie der Moschustiere gehört. Er konnte aus diesem mangelhaften Material selbstverständlich nicht die Wichtigkeit seines Fundes erkennen; darum fällt ihm auch nur in beschränktem Maße die Ehre zu, das Otapi entdeckt zu haben. Interessant ist aber, was Junker über das Tier berichtet. Das Fell zeigte nämlich eine weißgebänderte Streifung vom Hals bis zu den Flanken hinab, während die Hauptfarbe ein rötlich-braun war. Das Tier, dem das Fell gehört hatte, war demnach nicht nur an den Füßen, sondern auch am Rumpfe weißgestreift. Also muß es doch verschiedene Otapis geben. Nun fragt es sich freilich, ob man es hier mit einer Art oder vielleicht nur mit einer Jugendform zu thun hat. Von verschiedenen Tieren sind die Jungen gestreift, während die Alten die Streifung mehr oder minder verloren haben. Das könnte auch beim Otapi der Fall sein.

Junker vernahm von den Negern, daß das Tier nur auf einem sehr beschränkten Gebiete, in dem sumpfigen Lande der Ngobbu und Dakko lebe und dort in den Sümpfen oft auf den Vorderläufen höfend angetroffen werde. Er bemerkte an der Vorderseite der Läufe Schwiele, die ihm auf diese Gewohnheit des Tieres zu deuten schienen.

Das Land dieser Negerstämme befindet sich im Flußgebiet des Uelle, nicht sehr weit von dem Kongo-Urwalde entfernt, von dem die jüngst erbeuteten Helle und Skelettfunde des Otapi stammen. Interessant ist die Bemerkung, daß dieses Tier sich in Sümpfen aufhalte. Danach scheint seine Lebensweise eine durchaus andre als die der Giraffe zu sein.

Wenn wir von Verwandtschaft zwischen zwei Tieren reden, so sind wir allerdings geneigt, möglichst große Ähnlichkeit zwischen diesen vorauszusetzen. Das ist aber ganz falsch. Denn wie von zwei Söhnen eines Bauern der eine in seinem Heimatdorf bleiben und ein schwerfälliger, zäher, kräftiger Landwirt sein wird, der andre aber nach Nordamerika auswandern und dort ein beweglicher, neugieriger, nervöser Kaufmann werden kann, so können sich auch zwei ziemlich nahe verwandte Tiere ganz verschieden entwickeln, so daß sie weder äußerlich einander ähnlich sind, noch in ihrer Lebensweise übereinstimmen. Ja, die Entwicklung kann dahin gehen, daß von zwei verwandten Tieren das eine sich dieser, das andre jener Tiergruppe anähneln, so daß beide zu verschiedenen Tiergruppen gerechnet werden. So liegt der Fall möglicherweise bei den Lungenfischen und den Amphibien. Beide stehen miteinander offenbar in einem nicht sehr entfernten Verwandtschaftsverhältnis. Aber die Amphibien gewöhnten sich an einen partiellen Aufenthalt auf dem Lande. Die Lungenfische hingegen blieben mehr dem Wasserleben treu, und so stimmten sie in ihrem Aeußeren wie in ihrer Lebensweise mehr mit den Fischen überein, werden sogar noch jetzt diesen zugezählt. Kein Forscher zweifelt aber mehr daran, daß wir in den Fischen Tiergruppen der verschiedensten Abstammung vor uns haben. Manche sind der Meinung, daß einige Fischgruppen erst später zu rechten Wassertieren geworden sind, nachdem sich von dem allgemeinen Wirbeltierstamm bereits Amphibien und Reptilien abgezweigt hatten. Wahrscheinlich haben wir also in den Fischen nicht unsere ältesten Vorfahren zu suchen, höchstens könnte die Abteilung der Lungenfische in Betracht kommen, falls diese Vorläufer und nicht etwa eine Seitenlinie der Amphibien darstellen. Trotzdem geht aus vielen gemeinsamen Eigenschaften sicher hervor, daß der Wirbeltierstamm eine zusammengehörige Verwandtschaftsgruppe von Tieren bildet. So ist z. B. sicher, daß Lunge und Schwimmblase ursprünglich genau dieselben Organe sind, die sich aber bei den verschiedenen Wirbeltiergruppen an verschiedene Funktionen angepaßt haben.

Jüngst hat J. W. Spengel in den Berichten der Sondersbergischen Naturforscher-Gesellschaft in Frankfurt am Main Erörterungen an die drei Organe Schwimmblase, Lunge und Kiemen getupft. Auch für Spengel steht es fest, daß Schwimmblase und Lunge ihrer Abstammung nach gleiche Organe sind. Zunächst fallen

zwar große Verschiedenheiten auf. Die Lunge ist in der Zweizahl vorhanden, sie liegt auf der Bauchseite des Körpers, unterhalb des Darms und mündet von unten her in ihn ein. Dagegen ist die Schwimmblase in der Einzahl vorhanden, sie liegt über dem Darm und mündet von oben her in ihn ein. Allein man hat doch bei Fischen mancherlei Uebergänge in der Lage und im Bau der Schwimmblase zu der Lunge gesunkt. Eigentlich enthält die Schwimmblase Gase, die aus dem Blute ausgeschieden werden. Bei manchen Fischen steht jedoch dieses Organ in Verbindung mit dem Maule und wird von diesem aus mit atmosphärischer Luft gefüllt. Bei einigen Fischen kann der Sauerstoff, den die Schwimmblase enthält, auch wieder in das Blut hineindringen, so daß er also zur Atmung verwendet wird wie derjenige, den die Lunge enthält. Bei den Lungenfischen geht die Annäherung der Schwimmblase an die Lunge am weitesten. Diese Tiere besitzen zwei Schwimmblasen und die letzteren übernehmen ganz die Funktion von Lungen und stimmen auch im Bau mit den entsprechenden Atmungsorganen der Amphibien überein.

Wenn es aber auch feststeht, daß Lunge und Schwimmblase ursprünglich dieselben Organe sind, so macht es doch Schwierigkeiten, die allmähliche Entstehung der Lunge und der Schwimmblase zu erklären. Wahrscheinlich ist aber die bisherige Annahme ganz falsch, wonach die Schwimmblase das ältere Organ sei, aus dem die Lunge erst entstanden ist. Spengel sucht vielmehr die Ansicht Sagemehls zu begründen, nach der zunächst ein Organ bestanden habe, das der Lunge ähnlich gewesen ist, und daß aus diesem dann einerseits die wirkliche Lunge, andererseits die Schwimmblase hervorgegangen sei. So kommen wir auf eine Vorstellung, die auch mit andern Tatsachen gut übereinstimmt. Der ursprüngliche Wirbeltierstamm besaß bereits ein lungenähnliches Organ. Dieses übernahmen die Lungenfische, Amphibien, Reptilien, Vögel und Säugetiere. Dagegen schlugen die meisten Fische eine andre Entwicklungsrichtung ein, bei der sich das Lufthorn zu einer Schwimmblase umwandelte. So erklärt es sich, daß Schwimmblase und Lunge zwar dieselbe Herkunft haben, aber doch nicht voneinander abzuleiten sind. So erklärt es sich auch, daß z. B. die Säugetiere zwar mancherlei verwandtschaftliche Beziehungen zu den Fischen beziehen, daß sie aber nicht aus diesen entstanden sind. Uebrigens sind nach Spengels Meinung die lungenähnlichen Organe jener ältesten Wirbeltiere aus Kiementaschen hervorgegangen, mit denen die Lunge gewisse anatomische Eigentümlichkeiten gemein hat. So würde sich also auch ein Verbindungsfaden zwischen Kiemen und Lungen spinnen. Wir hätten dann den merkwürdigen, aber nicht vereinzelt dastehenden Fall, daß sich aus ursprünglich einem Organ zwei entwickelt hätten. Bei den Vorfahren der Wirbeltiere bildeten sich zwei Taschen der Kiemen zu lungenähnlichen Organen um, während die Kiemen noch bestehen blieben. Vielleicht führten jene Wesen ein Leben ähnlich dem der Amphibien, so daß sie bald durch Kiemen, bald durch Lungen atmeten. Bei den höheren Wirbeltieren verloren sich die Kiemen, bei den Fischen aber blieben die Kiemen, und das lungenähnliche Organ wurde zur Schwimmblase, um von nun an einem ganz anderen Zwecke zu dienen. Selten schafft ja die Natur ein ganz neues Organ, meist zieht sie es vor eine alte Hütte in ein ganz neues Haus umzubauen. —

Kleines feuilleton.

— „Ich bin Herr Meggs!“ Der „Frankfurter Zeitung“ wird unterm 4. Dezember aus London geschrieben: Eine englische Wochenschrift hat dadurch für sich Rellame zu machen gesucht, daß sie irgendwo in der Umgegend von London eine Anweisung auf eine Geldsumme vergraben ließ und dann in einem in der Wochenschrift erscheinenden Romane eine Beschreibung der Stelle, an der der Schatz vergraben war, einfügte, so daß dann ein aufmerksamer Leser ihn heben könne. Die Wochenschrift „Tit-Bits“ enthielt nun in ihrer letzten Nummer eine Stelle, die gleichfalls den Schlüssel zur Hebung eines Schatzes zu bieten schien. Der Held des Romans in jener Wochenschrift, Mr. Meggs, kennt den Namen eines gefährlichen Anarchisten, und dafür, daß er dessen Namen geheim hält, soll er 200 Pfd. Sterl. erhalten. Er soll in den „Times“ das Wort amonncieren: „Zugestimmt“, dann möge er an denselben Morgen, an dem die Annonce in den „Times“ erscheint, sich um 10 Uhr an einer Straßenecke einfinden, dort werde ein uniformierter Laufbursche ihm ein Couvert einhändigen mit zwei halben 100 Pfund Sterling-Noten und einem Billet für einen Vergnügungsort; in diesem Vergnügungsorte werde dann der Held in eingeschriebenem Briefe die andre Hälfte der beiden 100 Pfund Sterling-Noten erhalten. Das erzählt der Roman in den „Tit-Bits“, und zahlreiche aufmerksame Leser des Blattes nahmen die Sache ernst. Diejenige Annoncenpalte der „Times“, welche die anonymen, persönlichen, nur dem Einzelweihen und oft nur dem Einsender selbst verständlichen Annoncen zu enthalten pflegt (man nennt diese Palte in englischen Zeitungen die „Agonie-Kolumne“) enthielt gestern 37 Mal die Worte „Zugestimmt“ oder „Doppelt zugestimmt“, denen in einigen Fällen Initialen oder helle Namen beigefügt waren. Um zehn Uhr morgens hat sich auch an der in den Tit-Bits angegebenen Straßenecke am Strand ein ganzer Haufen erwartungs- Tit-Bit-Leser und Goldsucher eingefunden und jeder uniformierte Laufbursche, der ahnungslos in die Nähe dieser erwartungsvollen Menschenmenge, die auf 300 Personen angewachsen war, kam, wurde förmlich überfallen mit den Worten: „Ich bin Herr Meggs!“ Du

hast einen Brief für mich!“ und dann wurde dem ahnungslosen Laufburschen von den Goldsuchern fast die Kleidung vom Leibe gerissen. Dann erschien aber plötzlich ein Laufbursche, der wirklich einen Brief für einen Herrn Meggs hatte, er übergab ihn dem erstenbesten der vielen anwesenden Herren Meggs, und als der glückliche Empfänger ihn öffnete, fand er nicht die erwarteten 100 Pfund-Noten darin, sondern die anonyme Mitteilung, er solle sich in den Tempelgarten begeben, dort werde er einen Mann mit einer roten Weste finden, der ihm Näheres über die 100 Pfund-Noten mitteilen könne. Der mit diesem Briefe beglückte „Herr Meggs“ hat dann im Tempelgarten sehr lange vergebens auf den Mann mit der roten Weste gewartet.

Haben nun Redaktion und Verlag der „Tit-Bits“ mit dem leichtgläubigen Publikum einen leeren Schabernack getrieben? Der Redakteur dieser Wochenschrift bestreitet dies, er sagt ferner, die betreffende Stelle des Romans gehöre wirklich zur Geschichte und sei gar nicht als Hinweis auf den zu hebenden Schatz zu deuten. Und der Laufbursche, der den Brief brachte, in dem ein Herr Meggs an einen Mann mit einer roten Weste gewiesen wurde, ist anscheinend nicht von der Redaktion der „Tit-Bits“ geschickt worden, sondern von einem Unbekannten in einem Hotel, der vielleicht auf eigne Faust mit den Goldsuchern seinen Ill hat treiben wollen. Die Geschichte geht noch weiter. Die „Agonie-Kolumne“ der „Times“ enthält heute wieder eine ganze Reihe Annoncen, die das Wort „Zugestimmt“ enthalten. Es sind heute nur ihrer 24, und um zehn Uhr morgens hatte sich an der Straßenecke am Strand wieder eine große Menschenmenge eingefunden. Es erschien auch wieder ein uniformierter Laufbursche, der gleich von 50 bis 60 Herren, die sich „Herr Meggs“ nannten, überfallen wurde. Der Laufbursche hatte aber heute keinen Brief, sondern sagte, er sei geschickt worden, um sich von einem Herrn, der an jener Straßenecke auf ihn warte, einen Brief auszuhändigen zu lassen. Die Geschichte wird wahrscheinlich noch Fortsetzungen haben, denn die Nummer der „Tit-Bits“ wird wohl noch weitere aufmerksame Leser finden, die sich veranlaßt fühlen werden, auch morgen oder nächste Woche noch für ihr gutes Geld das Wort „Zugestimmt“ in die „Times“ einrücken zu lassen, um dann an jener Straßenecke auf den Laufburschen zu warten, der die 100 Pfund-Noten bringen soll. —

— Ein schwieriges Stück topographischer Aufnahme-Arbeit ist, wie der „Globus“ mitteilt, unlängst in Colorado in dem großen Canon des Gunnisonflusses ausgeführt worden. Die Pläne zur Ausbarmachung des Uncompahgrethales erforderten die Aufnahme eines 500 Meter langen Stückes auf dem Grunde jenes Canon. Letzterer war nämlich im vergangenen Jahre vorläufig rekonstruiert und die erwähnte Stelle zum Ausgangspunkt eines 10 Kilometer langen Tunnels bestimmt worden, der Wasser in das Uncompahgrethale leiten soll. Der Canon ist dort gegen 650 Meter tief und seine Wände fallen senkrecht ab. Das Wasser fließt sehr schnell über riesige Felsblöcke und durch enge Schluchten und darum ist es namentlich an höheren Stellen unmöglich, Boote zu benutzen oder den Canon irgendwie sonst der Länge nach zu passieren. Um also Aufschluß über die Topographie jenes Canon-teiles zu erlangen, war es nötig, ihn an vier verschiedenen Stellen über den Steilrand und durch enge Spalten hinabzusteigen. Die Aufnahme von 180 Meter auf der Südseite des Flusses wurde bewirkt, indem man in einer schmalen Spalte zu einem Schuttkegel hinunterstieg. Dies gelang, weil der Fels dort nicht, wie gewöhnlich, aus Granit, sondern aus weicherem Material besteht und daher vielfach erodiert ist. Nach einem Umweg von 240 Kilometern kam man darauf an eine ähnliche Spalte an der entgegengesetzten Seite des Flusses und bewirkte dort in ähnlicher Weise die Aufnahme eines ebenso langen Stückes. 3600 Meter weiter stromauf konnte man wieder nach einem andern Schuttkegel hinuntergelangen; doch war der Abstieg hier außerordentlich gefährlich, da man zeitweise über steile Abfälle mehrere hundert Fuß an Seilen sich herablassen mußte. Auf der entgegengesetzten Seite lag unten wieder ein kleiner Schuttkegel, der in gleicher Weise erreicht wurde. Endlich lag auch an einer fünften Stelle ein Schuttkegel, der aber von der Vermessungsabteilung mit Instrumenten nicht zu erreichen war. Daher wurde hier an Seilen ein Mann hinuntergelassen, um dort Signale für die Triangulierung anzubringen. Die ganze gefährliche Arbeit war zur Zufriedenheit des Leiters der Abteilung ausgeführt worden. —

ge. **Verbesserter Inhalationsapparat.** Um das bei vielen Krankheiten ärztlich verordnete Inhalieren zu erleichtern, ist hierfür jetzt ein Apparat gebaut worden, der aus einem gewöhnlichen Gefäßzerstäuber besteht, dem eine gestanzte Trägerkrone mit einer gebogenen Glasröhre aufgesteckt ist. Durch diese Anordnung wird der fräftig wirkende Strahlzerstäuber in einen mild wirkenden Nebel-Inhalationsapparat verwandelt. Wird nun das Hand- oder Tretegebläse in Tätigkeit gesetzt, so wird die in dem Glasgefäße befindliche medikamentöse Flüssigkeit durch das Zerstäuberrohr an die gebeugte Wand der Glasröhre getrieben und hier völlig zerstäubt. Dadurch entsteht ein äußerst feiner Nebel, der durch die erwähnte Glasröhre kräftig nach außen geleitet wird, während die überschüssige, nicht zerstäubte Flüssigkeit durch eine hintere Oeffnung der Röhre in den Trichter abläuft und durch den Gummischlauch in ein leeres Gefäß geleitet wird. Soweit die zu inhalierenden medikamentösen Flüssigkeiten flüchtig-flüchtiger Natur sind, müssen sie, sowie auch das Glasgefäß des Apparates genügend erwärmt werden. Es empfiehlt sich dann weiter, die bis auf etwa 40 Grad Celsius

erwärmte Inhalationsflüssigkeit während des Gebrauches wiederholt umzuschütteln.

Je nach Bedarf kann dieser verbesserte Inhalations-Apparat direkt als kräftig wirkender Strahlzerstäuber für den Nachen benutzt werden, oder er kann als mild wirkendes Inhalationsmittel für Mund und Nase Verwendung finden. Soll durch die Nase inhaliert werden, dann wird über die gebogene Glasröhre ein Gummistück gezogen, dessen beide Mündungen man alsdann in die Nasenlöcher bringt. Die Nase ist so gegen die Luft ziemlich abgeschlossen. Setzt man jetzt den Zerstäuber mittels des Gebläses in Thätigkeit, so atmet man die Inhalations-Flüssigkeit als Nebel tief ein; dieser gelangt endlich aus dem Munde deutlich wahrnehmbar zur Ausatmung. Soll der kleine Apparat zur Mundinhalation benutzt werden, dann nimmt man das gebogene Ende der Glasröhre so in den Mund, daß die Spitze darunter zu liegen kommt. Der Nebelstrahl hat jetzt freien Durchgang zum Nachen und wird alsdann zur Nase ausgeatmet. Der Effekt dieser tiefgehenden Inhalation ist in ganz kurzer Zeit wahrnehmbar, da sich z. B. zähe Schleimpfropfen schnell lösen und dann leicht und ohne Husten ausgestoßen werden. Die Atmung wird leichter und freier; der quälende Husten wird bald wesentlich gelinder, besonders wirkt die feine Nebelzerstäubung wohlthuend auf den Kehlkopf. Der neue Inhalations-Apparat ist schnell und bequem auseinandernehmbar, er nimmt dann sehr wenig Raum fort, so daß er auch auf Reisen mitgenommen werden kann. Gegenüber den bisher gebräuchlichen Vorrichtungen hat diese neue Erfindung hauptsächlich den großen Vorteil, daß jede Ueberhitzung der Inhalations-Flüssigkeit vermieden wird, sodah auch Verweichlichungen der Schleimhäute ausgeschlossen sind. —

Volksskunde.

— Eine sardische Hochzeit schildert W. Hörstel in der illustrierten Zeitschrift „Wandern und Reisen“ (L. Schwann, Düsseldorf): Am Hochzeitsmorgen versammeln sich die beiden Sippen in den Häusern des Bräutigams und der Braut, und wenn die Stunde der kirchlichen Trauung naht, begeben sich die Brüder der Braut nach der Wohnung des Verlobten, um ihn und die Seinen nach ihrem Hause zu führen. Den Zug begleiten Frauen mit Körben auf dem Kopfe, die die Geschenke der Schwiegermutter und zuweilen auch anderer naßer Verwandten enthalten: je neun Brote und neun Kuchenherzen. Vor dem Hause der Braut wird Halt gemacht, und diese tritt nun in ihrem schönsten Schmuck vor ihre Eltern, die, umgeben von den nächsten Verwandten, mit großer Würde im Zimmer sitzen, läßt dem Vater die Hände und bittet um Verzeihung für ihre Verfehlungen und um den elterlichen Segen. Die Eltern umarmen ihre Tochter und wünschen ihr unter reichen Thränenströmen alles nur denkbare Glück, wobei die einfachen Leute in ihrer Leidenschaft und Ergriffenheit oft wunderbare rührende Worte finden. Dann wird der Zug zur Kirche geordnet. Vor der Braut schreiten ein Knabe und ein Mädchen mit bändergeschmückten Lichtern, neben ihr zwei nahe weibliche Verwandte des Bräutigams gleichfalls in großer Toilette, hinter ihr folgt dieser zwischen zwei nahen männlichen Verwandten der Braut und dann die übrige Verwandtschaft und Fremdschaft. Vielfach marschieren übrigens die beiden Sippen getrennt zur Kirche und vermischen sich erst auf dem Heimwege. Auf diesem geht das junge Paar zusammen, von allen Seiten unter dem Rufe: Buona fortuna! Viva sos isposos! mit Weizen, dem Sinnbilde des Segens, überschüttet. Die Teller, auf denen man ihn bereit hielt, werden zu Scherben geworfen. Auf der Schwelle des Hauses umarmt die Mutter unter beiderseitigem Thränenfluß die junge Frau, der nun alle Begleiter des Hochzeitspaares — sos accompanzadores — ein Geschenk machen müssen: meistens ganze oder halbe maranghi — zwanzig oder zehn Franken in Gold —, doch wird auch Silber und Papiergeld nicht zurückgewiesen. Sie haben dafür das Recht, die Beschenkten auf die Wangen zu küssen, wovon sie beim eigentlichen Volke mit schallendem Schmaggen Gebrauch machen. Nach dem Schluß des Mahles muß das junge Paar sich vor aller Augen lösen, und dieser feierliche Augenblick ist das Signal zu einer allgemeinen Klüfferei. Ist das der Clou des Festes, so ist doch auch der vorhergehende Schmaus nicht übel. Aus der langen Speisenfolge seien nur Sparsferkel, Lämmner, Rebhühner, Schneypfen, Forellen und Kale erwähnt. Das junge Paar erhält als ersten Gang einen Teller mit Honig. Es hat während des ganzen Mahles von einem Teller und mit einem und demselben Löffel zu essen, was bei besonderen Höhepunkten des ehelichen Lebens wiederholt zu werden pflegt. Gegen Ende des Mahles wird der prattu de brulla (piatto di burla) gebracht, ein Scherzgericht: Knochen, Steine, Stücke von der Korkleiche, stachelige Sträucher oder ähnliches. In Sarule müssen die Gäste, die den Scherz nicht sogleich bemerken und mit dem Teller nach dem Bedienenden werfen, diesem fünfzig Centesimi zahlen. Nach Beendigung des Schmauses folgen die Reden und poetischen Ergüsse zu Ehren des jungen Paares. Die Sarden haben eine starke poetische Ader; Leute, denen die Bibel ein geheimnisvolles Buch ist, machen aus dem Stegreif die schönsten Allegorien und Gelegenheitsgedichte, bei denen man freilich mit der metrischen Form nicht gar zu scharf ins Gericht gehen darf. Sie besingen jedes frohe Ereignis, die Thaten der Banditen, die Ereignisse eines Jagdtages, die Tugenden eines Verstorbenen; ein wahrer Dichter-Wettkampf aber erhebt sich bei Hochzeitstagen. In Nuoro wird bei diesen auch ein eigenartiges heimathliches Lied von

vier Burschen gesungen, das heißt gesungen eigentlich nur von einem, und zwar in höchst eintöniger Weise, während die drei andern die Begleitung übernehmen. Darin wird die junge Frau gepriesen als ein Wunder vor dem Volke, als reines Gold und feines Silber, eine Rose, in frühem Wuschwalb geboren, als der Mond im Mai, als der Stern der Nächte, dem der Mond den Hof gemacht habe, und was dergleichen orientalische Ueberbühnglichkeiten mehr sind. Den Abschluß des Festes bildet vielfach der Nationaltanz su tondotondo. —

Humoristisches.

— Ein Geplagter. Birt (zum Bauern, als eben eine Kauferei begonnen hat): „Hias, Dei Alte hat g'schickt, nach Haus sollst D'alei femma.“

Hias: „Dös is a Kreuz! Net amal beim Kauf'n hat ma jei' Nuah!“ —

— Neuester bedenklich. „Hat denn das neue Lustspiel Erfolg gehabt?“

„Nach dem dritten Akt erhob sich vereinzelter Beifall, er wurde aber bald niedergeschwächt.“ —

— Ein kleines Versehen. Der Bau der Zweigbahn Wiszhäusen—Trundelweiler war vollendet.

Am Eröffnungstage sollte der erste Zug mit dem Landesherrn und seinem Gefolge um zehn Uhr vormittags von Wiszhäusen abgehen und pünktlich um halb zwölf Uhr mittags in Trundelweiler eintreffen, woselbst eine Deputation aus den Honoratioren des Städtchens den Train zu erwarten hatte.

Des Bürgermeisters Tochterlein war dazu ausersehen, an der Spitze einer Schar von weißgekleideten Mädchen den ankommenden Zug zu begrüßen. Sie sollte zu diesem Zwecke mit einem Blumenstrauß in der Hand an die Lokomotive eine feierliche, vom Schullehrer des Städtchens verfaßte Ansprache halten.

Alles verlief programmäßig. Ganz Trundelweiler war auf dem Bahnhofe versammelt, als der Train heranbrausete.

Unglücklicherweise hielt die Lokomotive nicht genau an der erwarteten Stelle, sondern fuhr ein gutes Stück zu weit hinaus, so daß die Mädchenschar genau dem Wagon des Landesherrn gegenüber stand, als der letztere, leutselig grüßend, ausstieg.

Da trat das Töchterchen des Bürgermeisters in seiner Verwirrung auf den Fürsten zu, reichte ihm hochherrörend den Strauß und begann:

„Sei mir gegrüßt, Du schraubendes Dampfros!“ —

(„Reggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Zwei neue Dramen Max Dreher's werden noch in dieser Saison aufgeführt werden: das Volksstück „Müller Hildebrandt“ (im Deutschen Theater) und das historische Schauspiel „Venus Amathusia“.

— Dr. Martin Fickel hat das frühere Wilhelm-Theater (Friedrichstraße 236) auf die Dauer von fünf Jahren gepachtet. Die Eröffnung der neuen Bühne soll am 1. September 1904 erfolgen.

— „Im Hafen“, ein Schifferdrama von Georg Engel, erlebt am 7. Januar 1904 im Hamburger Thalia-Theater die Premiere.

— Emmy Destinn wird bei den nächstjährigen Festspielen in Bayreuth die Elisabeth im „Tannhäuser“ singen.

— Bei Keller u. Reiner beginnt heute eine Ausstellung der Arbeiten des belgischen Bildhauers Jef Lambeaux.

— Das Kunstgewerbe-Museum hat im Schlüter-Zimmer eine Ausstellung der im letzten Jahre erworbenen Gegenstände eröffnet.

— Vom Globus-Verlag (Berlin) ist uns zugegangen: „Werke alter Meister“. Hundert Reproduktionen nach Originalen aus dem Museum in Berlin. Preis elegant gebunden 3 M. Den Hauptteil der hundert Plätter (Format 19x25 Centimeter) bilden fünfzehn der berühmtesten Gemälde Rembrandts. Franz Hals ist mit drei Bildern vertreten. Von Hans Holbein dem Jüngeren sind drei Werke, von Raffael die „Madonna del Duca di Terra Nuova“ und die „Maria mit dem Kinde“. Auch Botticelli, Correggio, Lucas Cranach, Albrecht Dürer, Peter Paul Rubens, Luca Signorelli, Titian und Velasquez sind vertreten.

— Ein internationaler Mathematiker-Kongreß wird im August 1904 in Heidelberg tagen. Mit diesem Kongreß wird eine Feier des 100-jährigen Geburtstages des Mathematikers K. G. J. Jacobi verbunden sein.

c. Das älteste bekannte Beispiel dafür, daß man das Rauchen auf der StraÙe mit StraÙe belegt hat, steht in den Gerichtsbüchern des Bürgermeisters von Methwold in Norfolk. In dem Bericht über die Gerichtsverhandlung, die am 14. Oktober 1695 abgehalten wurde, findet sich folgende Eintragung: „Wir beschließen einstimmig, daß jedermann, der dabei ertappt wird, daß er auf der StraÙe Tabak raucht, einen Schilling StraÙe zahlt für jedes Mal, wo er ertappt wird. Wir erheben eine Klage gegen Nicolas Barber wegen Rauchens auf der StraÙe und legen ihm eine BuÙe von einem Schilling auf.“ —